Susan Elizabeth
PHILLIPS

Die Herzensbrecherin

Roman

blanvalet

Susan Elizabeth Phillips

Die Herzensbrecherin

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Eva Malsch

BLANVALET

Buch

Ihr ganzes Leben lang hat Susannah nur getan, was richtig war: Sie war die perfekte Tochter und die perfekte Braut für den perfekten Schwiegersohn ihres angesehenen Stiefvaters. In letzter Sekunde vor dem Traualtar jedoch weiß sie, dass sie dieses geplante perfekte Leben nicht führen kann. Und als Sam Gamble auf seiner Harley-Davidson die perfekte Hochzeitsfeier stört, rennt sie davon – direkt in Sams Arme. Für ihn, den etwas verrückten, ein wenig unzuverlässigen, aber einfallsreichen High-Tech-Spezialisten gibt Susannah alles auf: ihren Reichtum, ihre gesellschaftliche Stellung und, was sie am meisten schmerzt, die Zuneigung ihres Stiefvaters. Mutig, energisch und voller Einfälle baut sich Susannah ein eigenes Leben auf. Sie gründet zusammen mit Sam und ihren Freunden, dem Programmiergenie Yank Yankowski und dem Marketingfachmann Mitch Blaine, eine kleine Firma. Sam, Yank und nicht zuletzt Mitch werden nun zu Susannahs drei Musketieren – gerade auch zu jenem Zeitpunkt, als alles, was sich Susannah mühsam erkämpft hat, plötzlich in Gefahr ist. Denn Susannah hat mit ihrer Firma so großen Erfolg, dass selbst das Imperium ihres Stiefvaters sich von ihr bedroht fühlt und zu niederträchtigen Racheplänen greift. Warum aber ist plötzlich Mitch, dem sie bisher jeden Kummer erzählen konnte, nicht mehr bereit, stundenlang Susannahs Liebes- und Geschäftskummer anzuhören? Und wieso sehnt sie sich plötzlich nach seinen Umarmungen? Zu ihrer Überraschung entdeckt Susannah plötzlich unter der Fassade ihres »besten Freundes« eine ganz neue aufregende – und sehr sexy – Seite ...

Autorin

Susan Elizabeth Phillips erobert jedes Mal auf Anhieb die Bestsellerlisten in Deutschland und den USA. Die Autorin lebt mit ihrem Mann und zwei Söhnen in der Nähe von Chicago

Inhaltsverzeichnis

Widmung
Prolog
ERSTES BUCH - Die Vision
- Kapitel 1
- Kapitel 2
- Kapitel 3
- Kapitel 4
- Kapitel 5
- Kapitel 6
- Kapitel 7
- Kapitel 8
- Kapitel 9
- Kapitel 10
- Kapitel 11
- Kapitel 12
- Kapitel 13
- Kapitel 14
- Kapitel 15
- Kapitel 16
- Kapitel 17
- Kapitel 18
- Kapitel 19
- Kapitel 20

ZWEITES BUCH - Die Mission
- Kapitel 21
- Kapitel 22
- Kapitel 23
- Kapitel 24
- Kapitel 25
- Kapitel 26
- Kapitel 27

Kapitel 28
Kapitel 29
Kapitel 30
Kapitel 31
Kapitel 32
Kapitel 33
Kapitel 34
Epilog
Anmerkungen der Autorin
Copyright

Für Bill Phillips,
Bakkalaureus der Elektrotechnik und Magister
der naturwissenschaftlichen Fakultät in Elektrotechnik,
der mir 1971 von einer Zeit erzählte, in der
ganz normale Leute zu Hause Computer benutzen würden.
Er erzählte mir auch von anderen Träumen.

Prolog

1958 war die Braut drei schreckliche Tage lang das berühmteste Kind von Amerika.

Achtzehn Jahre später fühlte sich Susannah Faulconer wieder einmal wie jene Siebenjährige, die in panische Angst geraten war. Während sie an der Seite ihres Vaters über den weißen Teppich ging, den man schnurgerade, exakt in der Mitte des Faulconer-Gartens verlegt hatte, drohte ihr das kostbare Perlenhalsband, ein Familienerbstück, den Atem zu nehmen. Sie wusste, dass dieses Gefühl irrational war, denn das Halsband saß keineswegs zu eng, und sie hatte es oft genug getragen – zum ersten Mal mit achtzehn auf dem Debütantinnenball. Also gab es keinen Grund, warum sie ersticken sollte, und keine Erklärung für den fast überwältigenden Impuls, den Schmuck von ihrem Hals zu reißen und in die elegant gekleidete Gästeschar zu werfen.

Obwohl sie ein Rotschopf war, wurde sie nicht dafür gehalten, weil ihr Haar nicht im feurigen Rot einer schick gestylten Clairol-Reklame schimmerte, sondern in jenem edlen Kastanienrot, das Bilder aus einer vornehmeren Vergangenheit heraufbeschwor – von Fuchsjagden am frühen Morgen, klirrenden Teetassen und Damen, die Gainsborough porträtiert hatte. Unter einer Romeo-und-Julia-Kappe war Susannahs Haar straff aus dem Gesicht gekämmt und im Nacken zu einem schlichten Knoten geschlungen. Für eine Braut sah dieser Stil etwas zu streng aus, passte aber zu ihr. Statt einer pompösen Brautrobe hatte sie ein wadenlanges Kleid aus antiker Spitze gewählt. Der offene Mandarin-Kragen enthüllte einen schlanken aristokratischen Hals, von den fünfreihigen Perlen umgeben, die ihr solche Schwierigkeiten bereiteten. An

ihrer Erscheinung kündete alles von Reichtum, guter Kinderstube und einer altmodischen Zurückhaltung, die bei einer modernen Fünfundzwanzigjährigen deplatziert erschien.

Hundert Jahre früher hätte man Susannah Faulconer als vollkommene Schönheit bezeichnet. Doch ihre fein gezeichneten Züge waren nicht so spektakulär, um mit den extravaganten Cover-Girl-Gesichtern der siebziger Jahre zu konkurrieren. Sie besaß eine dünne, lange, gerade Nase und schmale, aber schön geschwungene Lippen. Nur die hellgrauen, weit auseinander stehenden, exquisit geformten Augen wirkten modern. Und weil sie so unergründlich schimmerten, gewannen Susannahs Gesprächspartner manchmal den verwirrenden Eindruck, sie wäre mit ihren Gedanken ganz woanders und hätte sich an einen Ort zurückgezogen, den niemand außer ihr aufsuchen durfte.

Seit einer Stunde traf die kalifornische Oberschicht ein, die zur Hochzeit eingeladen war. Eine Limousine nach der anderen rollte die dreispurige Zufahrt herauf. Vor Falcon Hill, dem Familiensitz der Faulconers, hielten die Autos in einem halbmondförmigen Hof mit Kopfsteinpflaster. Das Gebäude erweckte den Eindruck, es würde schon jahrhundertelang zwischen den Hügeln südlich von San Francisco emporragen. In Wirklichkeit war es knapp zwanzig Jahre alt – von Susannahs Vater, Joel Faulconer, in der distinguierten Gemeinde Atherton errichtet, kurz nachdem er von ihrem Großvater die Leitung der Falconer Business Technologies übernommen hatte.

Trotz der Unterschiede im Alter und Geschlecht glichen sich die Gäste, die in den akkurat postierten Reihen der zierlichen, schmiedeeisernen weißen Stühle saßen. Alle sahen wohlhabend und konservativ aus, eindeutig Persönlichkeiten, die eher Befehle erteilten als befolgten – alle außer der schönen jungen Frau, die im Hintergrund Platz nahm. Von einem Meer aus Halston und Saint Laurent

umgeben, fiel Paige Faulconer, die jüngere Schwester der Braut, in einem rötlich braunen Kleid aus einem Discountladen auf, dem Stil der dreißiger Jahre nachempfunden, mit einer exzentrischen rosa Marabu-Boa um die Schultern.

Als die Musik feierlich anschwoll, wandte Susannah den Kopf zur Seite und entdeckte das zynische Lächeln, das den Schmollmund ihrer Schwester umspielte. Doch die alten Konflikte mit Paige sollten ihr den Hochzeitstag nicht verderben.

Wenigstens hatte sich ihre Schwester dazu durchgerungen, an der Zeremonie teilzunehmen. Mehr durfte Susannah nach allem, was geschehen war, nicht erwarten. Jetzt irritierten sie die Perlen schon wieder. Sie zwang sich, Paige zu vergessen und den schönen Garten zu bewundern.

Dank der Marmorstatuen, in Vicenza gemeißelt, und der funkelnden Brunnen, die aus dem Park eines Loire-Schlosses stammten, verbreitete der Garten die Atmosphäre der Alten Welt. In zahlreichen steinernen Gefäßen, effektvoll zwischen Grünpflanzen platziert, wuchsen Rosenbüsche mit üppigen weißen Blüten. Gardenien schwammen in den Brunnenbecken. Von der sanften Junibrise bewegt, flatterten Girlanden aus weißen Bändern durch die Luft. Alles war perfekt – genauso, wie sie es arrangiert hatte.

Nun musterte sie den Bräutigam. Cal Theroux erwartete sie unter dem schneeweißen Baldachin, der sich über dem größten Brunnen wölbte. Wegen seiner gediegenen äußeren Erscheinung erinnerte er sie an die Männer in der Zeitschriftenwerbung für teuren Scotch. Zweiundvierzig Jahre alt, gehörte er zu den einflussreichsten Managern im Faulconer-Konzern. Trotz des Altersunterschieds von siebzehn Jahren galten Susannah und Cal als ideales Paar, und sie hatten tatsächlich viel gemeinsam. Beide waren im Luxus aufgewachsen – sie in San Francisco, er in

Philadelphia –, hatten exklusive Privatschulen besucht und sich in den besten Gesellschaftskreisen bewegt. Natürlich war Cal nicht mit sieben Jahren gekidnappt worden. Aber dieses Schicksal hatten nur wenige Menschen erlitten.

Immer enger schienen sich die fünf Perlenreihen um Susannahs Hals zu schließen. Aus der Ferne klang das Geräusch eines Rasenmähers heran. Sie stellte sich vor, wie erbost ihr Vater reagieren würde, wenn er herausfand, dass der Gärtner des benachbarten Anwesens diese besondere Stunde an einem Samstagnachmittag ausgesucht hatte, um den Rasen zu mähen. Zweifellos würde er ihr vorwerfen, dass sie die Nachbarn nicht über den Zeitpunkt der Trauung informiert hatte.

Als sie den Altar erreichte, berührte Cal ihren Arm. »Wie zauberhaft du aussiehst …«, flüsterte er, und ein Lächeln vertiefte die sonnengebräunten Fältchen in seinen Augenwinkeln.

Der Priester räusperte sich. »Nun, meine Lieben …«

Sicher war es richtig, Cal zu heiraten. Das wusste Susannah, denn sie tat stets genau das Richtige. Er liebte sie, hatte sich als reif, rücksichtsvoll und charakterstark erwiesen, und er würde einen untadeligen Ehemann abgeben. Aber das Unbehagen, das sie schon seit einer ganzen Weile quälte, verflog nicht.

»Wer vertraut die Braut dem Bräutigam an?«

»Ich.« Väterlicher Stolz milderte Joel Faulconers harte, markante Züge, als er Susannahs Hand von seinem auf Cals Arm legte. Dann trat er zurück, und sie hörte, wie er sich in die zweite Stuhlreihe setzte.

Allmählich surrte der Rasenmäher immer lauter.

Die Brautjungfer übernahm den Brautstrauß, und Susannah griff sich diskret an die Kehle. Verstohlen schob sie ihren Zeigefinger unter das Bennett-Erbstück und zog es von ihrer Haut weg.

Davon bemerkte Cal nichts. Konzentriert hörte er dem Priester zu. »Ich, Calvin James Theroux, nehme dich,

Susannah Bennett Faulconer …«

Jetzt dröhnte der Rasenmäher so laut, dass es auch den anderen Anwesenden auffiel. Cals Nasenflügel bebten, als würde ihn ein unangenehmer Geruch stören. Reglos stand Susannah neben ihm und schaute geradeaus, von wachsender innerer Unrast erfüllt.

Und dann erkannte sie, dass der Lärm gar nicht von einem Rasenmäher verursacht wurde.

Sie holte tief Atem. Aus ihren Wangen wich alles Blut. Inzwischen sprach der Geistliche mit ihr. Doch sie achtete nicht mehr auf seine Worte. Der Krach näherte sich, brauste am Haus vorbei und steuerte den Garten an. Irritiert drehte sich Cal um, der Priester verstummte, und Susannah spürte, wie sie unter ihren Brüsten zu schwitzen begann.

Plötzlich geschah es – die festliche Idylle des Faulconer-Gartens wurde vom ohrenbetäubenden, vulgären Rattern einer großen, schwarzen Harley-Davidson mit Zwillingsmotor verscheucht, die ins Blickfeld raste.

Die Maschine überquerte den gepflegten Rasen. Beinahe streifte sie eine Andromeda-Statue. Der Schrei des Fahrers übertönte den Motorenlärm – ein wilder Urschrei.

»*Suzie*!«

Mühsam schluckte sie, wandte sich vom Altar ab und starrte den ungebetenen Gast an. In ihrem Hals pochte ein viel zu heftiger Puls.

Ihr Vater sprang auf und warf seinen Stuhl um. Fürsorglich umfasste Cal ihr Handgelenk. Das Motorrad stoppte abrupt am anderen Ende des Teppichs, über den sie vorhin gegangen war, und das Vorderrad beschmutzte den weißen Rand.

Nein, dachte sie, das geschieht nicht wirklich. Es ist ein Albtraum. Einfach nur ein weiterer Albtraum …

»*Suzie*!«

Er trug eine schwarze Lederjacke und Blue Jeans, die seine Schenkel eng umspannten, während er rittlings auf

der Harley-Davidson saß. Mit seinen durchdringenden dunklen Augen und den hohen, flachen Wangenknochen glich er einem Vollblut-Komantschen, obwohl nicht nur amerikanisches Blut in seinen Adern zu fließen schien. Vielleicht entstammte ein Elternteil dem Mittelmeerraum. Seine Haut war olivfarben, seine schmalen Lippen wirkten fast grausam. Von der San Francisco Bay wehte eine Brise herauf und strich das schulterlange Haar aus seinem Gesicht. Wie eine Fahne flatterte es hinter seinem Kopf.

»Was ist los, Suzie? Hast du vergessen, mir eine Einladung zu schicken?« Seine hypnotisierenden Augen schienen sie zu durchbohren.

Aufgeregt begannen die Gäste zu tuscheln – teils empört und verblüfft, teils in wohliger Sensationslust, weil sie eine so ungeheuerliche Szene miterlebten. Zählte dieses *Individuum* zu Susannahs Freundeskreis? Das konnte sich niemand vorstellen. Vielleicht hatte sich Paige mit ihm eingelassen. Aber *Susannah*? Niemals!

Nur vage hörte Susannah die Brautjungfer hinter sich murmeln: »O Gott! O Gott! O Gott …« Immer wieder. Wie ein Mantra. Und sie selbst klammerte sich an Cals Arm, als wäre er ein Rettungsanker. Sie versuchte zu sprechen. Aber ihre Stimme versagte. Mit ihren schmalen, aristokratischen Fingern zerrte sie an den Perlen und versuchte, sie von ihrem Hals zu lösen.

»Tu das nicht, Suzie!«, warnte der Biker.

»Moment mal!«, stieß Joel Faulconer hervor und drängte sich zwischen den schmiedeeisernen Stühlen hindurch, zu dem weißen Seil, das die Sitzreihen absperrte.

In ihrem Entsetzen vermochte Susannah gar nicht an die Blamage zu denken, die sie vor den Gästen erlitt, und die Demütigung wurde ihr kaum bewusst. Was immer auch passiert, du musst deine Fassung bewahren, ermahnte sie sich.

Der Mann, der auf dem Motorrad saß, streckte ihr eine Hand entgegen. »Komm mit mir!«

»Wer ist das, Susannah?«, fragte Cal.

»Rufen wir die Polizei!«, kreischte irgendjemand.

Der Harley-Fahrer hielt ihr nach wie vor die Hand hin.

»Komm, Suzie, steig auf meine Maschine!«

Unter ihren Fingern gab das Bennett-Erbstück nach, die kostbaren Perlen rieselten am weißen Brautkleid hinab und kullerten ins Gras. Mein Hochzeitstag, dachte sie verzweifelt. Wie konnte ein so grauenhafter Zwischenfall diesen wichtigen Tag verderben? Ihre Großmutter würde sich im Grab umdrehen.

Verächtlich wies er auf die Gästeschar. »Willst du für den Rest deines Lebens Partys geben? Oder begleitest du mich und steckst die Welt in Brand?«

Da riss sie sich von Cal los und presste ihre Hände auf die Ohren – eine schockierende, peinliche Geste, einer Faulconer unwürdig. »Verschwinde! Ich höre dir nicht zu!« Und dann entfernte sie sich vom Altar, von ihrem entgeisterten Publikum.

»Komm mit mir, Baby«, bat er. »Lass das alles hinter dir zurück.« Die dunklen Augen schienen sie in einen magischen Bann zu ziehen. »Spring auf meinen Feuerstuhl, und wir fahren davon!«

»Nein«, würgte sie hervor. »Nein …«

Er war ein Rüpel, ein Chaot. Jahrelang hatte sie mit klarem Verstand ihre Entscheidungen getroffen, zuverlässig nur richtig gehandelt und sämtliche Regeln befolgt. Kein einziges Mal war sie ein Risiko eingegangen. Wieso geriet sie jetzt in eine so unerträgliche Situation? Warum entglitt ihr die Kontrolle über ihr eigenes Leben?

Neben ihr stand Cal, der seriöse, ehrbare Cal, ihr Seelenverwandter, der Mann, der alle Dämonen vertreiben konnte. Und vor ihr saß ein abgebrühter Schurke auf einer Harley. Instinktiv wandte sie sich von beiden ab und schaute zu ihrer Schwester hinüber, die wie versteinert dasaß, das Gesicht eine schreckensbleiche Maske. Nein, Paige würde ihr nicht helfen. Weil Paige ihr niemals half.

Susannah griff sich wieder an die Kehle. Aber das Perlenhalsband war verschwunden. Die alte Panik krampfte ihr das Herz zusammen. Wie schon so oft fühlte sie sich in das Grauen jenes Frühlingstags im Jahr 1958 zurückversetzt.

An jenem Tag war sie das berühmteste Kind von Amerika geworden. Die Erinnerung drohte sie zu lähmen.

Doch da sah sie ihren Vater, der das Ende der Stuhlreihe erreichte. Und endlich bot sie ihre ganze innere Kraft auf, um die Vergangenheit abzuschütteln.

Nur ein kurzer Augenblick blieb ihr, ein winziges Fragment der Ewigkeit, um etwas zu tun, bevor ihr Vater die Kontrolle übernahm.

Neben ihr stand Calvin Theroux, der ihr Liebe, Sicherheit und Luxus versprach. Und da drüben saß ein Messias auf einem Motorrad und versprach ihr gar nichts. Mit einem leisen Schrei wählte die vernünftige, korrekte Susannah Faulconer ihr Schicksal.

ERSTES BUCH

Die Vision

Was immer du tun kannst oder du träumst – fange es an. In der Kühnheit liegt Genie, Macht und Magie.

JOHN ANSTER (1835),
freie englische Übersetzung von Goethes »Faust I«

1

Susannahs leiblicher Vater war nicht Joel Faulconer, sondern ein Engländer namens Charles Lydiard, der ihre Mutter 1949 während eines Besuchs in New York City kennen gelernt hatte. Kurz zuvor war Katherine »Kay« Bennetts Vater, ein reicher Financier, gestorben. Die bildschöne junge Schickeria-Lady entdeckte Lydiard auf der Yacht eines Freundes. Lässig lehnte er an der Mahagonireling des Achterdecks, rauchte eine türkische Zigarette und nippte an einem Gibson. Stets auf der Suche nach attraktiven ungebundenen Männern, ließ sich Kay sofort mit ihm bekannt machen. Noch vor dem Ende des Abends verliebte sie sich in seine fein gemeißelten aristokratischen Züge und sein zynisches, melancholisches Wesen.

Besonders scharfsinnig war sie nicht. Deshalb fand sie erst ein Jahr nach der Hochzeit heraus, dass sich ihr eleganter Ehemann eher zu künstlerisch veranlagten jungen Männern hingezogen fühlte als zu ihrem eigenen verführerischen Körper. Unverzüglich zog sie mit ihrer zwei Monate alten Tochter in das Penthouse ihrer verwitweten Mutter in der Park Avenue. Um den ganzen unerfreulichen Zwischenfall zu vergessen, stürzte sie sich hektisch in gesellschaftliche Aktivitäten. Außerdem tat sie ihr Bestes, um auch das kleine Mädchen mit dem ernsten Gesicht zu vergessen, das sie so schmerzlich an ihr mangelndes Urteilsvermögen erinnerte.

Charles Lydiard starb 1954 bei einem Bootsunfall. Um diese Zeit lebte Kay bereits in San Francisco. Kurz davor hatte sie Joel Faulconer geheiratet, einen kalifornischen Industriellen. Vollauf damit beschäftigt, ihren virilen jungen Gatten zu beglücken, verschwendete sie keinen Gedanken

an das Schicksal ihres enttäuschenden ersten Ehemanns. Sie dachte auch nicht an ihre dreijährige Tochter, die sie ihrer alten Mutter anvertraut hatte.

Und so wuchs Susannah Bennett Lydiard auf der anderen Seite des Kontinents zu einem ernsthaften Mädchen mit grauen Augen, schmaler Nase und kastanienrotem, zu zwei strammen Zöpfen geflochtenem Haar heran. Als sie vier Jahre alt war, brachte sie sich die Kunst des Lesens bei und lernte die hohen Räume im Penthouse ihrer Großmutter möglichst lautlos zu durchqueren. Wie ein Schatten huschte sie an den großen Fenstern vorbei, deren schwere Samtvorhänge stets geschlossen blieben, um die vulgären Geräusche des großstädtischen Straßenverkehrs zu dämpfen. Ihre Schritte auf den dicken alten Teppichen glichen einem Flüstern, und sie führte ein ebenso stilles Leben wie die ausgestopften Singvögel, die unter Glaskuppeln auf polierten Tischen prangten.

Allmählich verlor Großmutter Bennett den Verstand. Zu jung, um das zu begreifen, wusste Susannah nur, dass die alte Dame strikte Regeln aufgestellt hatte. Wenn man dagegen verstieß, wurde man streng bestraft. Ein frivoles Kind habe sie bereits großgezogen, betonte die Witwe, und sie würde sich nicht mit einem zweiten belasten.

Die Mutter des kleinen Mädchens kam zweimal im Jahr zu Besuch. An solchen Tagen ging Susannah nicht wie üblich mit einem der älteren Dienstboten ihrer Großmutter einmal um den Häuserblock, sondern trank mit Kay Tee im Plaza. Die Mutter war sehr schön. Fasziniert beobachtete das Kind, wie sie eine Zigarette nach der anderen rauchte und alle paar Minuten auf ihre funkelnde, mit Diamanten besetzte Armbanduhr schaute.

Sobald die Teekanne leer war, wurde Susannah nach Hause gebracht. Pflichtbewusst küsste Kay die Stirn ihrer Tochter und verschwand für weitere sechs Monate. Die Großmutter erklärte, weil Susannah so unartig sei, dürfe sie nicht bei ihrer Mutter leben.

Sicher, Susannah war furchtbar unartig. Manchmal berührte sie an der Dinnertafel ihre Nase. Oder sie saß nicht kerzengerade. Gelegentlich vergaß sie, »bitte« und »danke« zu sagen. Für jedes dieser Vergehen wurde sie bestraft und für eine ganze Stunde in einem Schrank eingesperrt. Das würde zu ihrem eigenen Wohl geschehen, behauptete die Großmutter. Aber das Mädchen fragte sich, warum etwas so Grausames gut sein sollte.

Der Schrank war klein und stickig. Noch schlimmer – Großmutter Bennetts alte Pelzmäntel hingen darin. Für ein Kind mit reger Fantasie verwandelte sich die beengte Finsternis in einen Albtraum voller Leben. Hässliche schwarze Nerze streiften Susannahs blasse Wangen, eklige geschorene Biberfelle rieben sich an ihren dünnen Armen. Am unheimlichsten fand sie die Fuchsstola mit dem echten Kopf, der die gespenstische Schließe bildete. Sogar im Dunkeln spürte sie den Blick der schlauen Glasaugen des Tiers. Stocksteif vor Entsetzen kauerte sie am Holzboden, den Rücken an die Schranktür gepresst, und erwartete, die scharfen Fuchszähne würden sie jeden Moment auffressen.

Für ein so kleines Kind verlief das Leben in düsteren, beängstigenden Bahnen. Mit fünf Jahren hatte Susannah die weltfremden Gepflogenheiten eines älteren Menschen entwickelt. Kein einziges Mal erhob sie ihre Stimme, lachte nur selten und weinte nie. Um der gruseligen Pelzhölle zu entrinnen, tat sie alles, was in ihrer begrenzten Macht stand. Sie bemühte sich so eifrig, brav zu sein, dass sie wahrscheinlich gewisse Erfolge erzielt hätte. Doch eines Nachts, im Tiefschlaf, ließ sie ihr eigener Körper schmählich im Stich.

Sie begann ins Bett zu machen.

Wann es passieren würde, wusste sie niemals im Voraus. Manchmal verging ein ganzer Monat ohne peinliche Zwischenfälle. Und dann erwachte sie eines Morgens und lag wieder in ihrem Urin. Großmutter Bennetts papierdünne Nasenflügel bebten angewidert, wann immer

die Enkelin nach solchen Nächten zu ihr gebracht wurde. Nicht einmal Susannahs unmanierliche Mutter Katherine hatte sich jemals so abscheulich benommen.

Susannah versuchte ihr nasses Bettzeug zu verstecken. Aber es waren zu viele Laken, und die Dienstboten kamen ihr unweigerlich auf die Schliche.

Wenn das geschah, las ihr die Großmutter mit scharfer Stimme die Leviten, und Susannah musste während der Gefangenschaft im Schrank ihr schmutziges Nachthemd tragen. Der beißende Gestank ihres Urins mischte sich mit dem Kampfergeruch, den die alten Pelze verströmten, bis sie kaum noch atmen konnte. In ihrer Verzweiflung glaubte sie, spitze Zähne auf ihren Armen zu spüren, einen kraftvollen Kiefer, der ihr die zarten Knochen brach. Weil sie ihren Rücken so fest gegen die Schrankwand drückte, entstanden an ihrer Wirbelsäule Blutergüsse, wie eine Perlenkette in verschiedenen Farben.

Nacht für Nacht bekämpfte sie den Schlaf. Sie las Bücher aus der Bibliothek ihrer Großmutter und kniff sich in die Beine, um wach zu bleiben.

Aber sie war erst fünf Jahre alt, und schließlich schwanden ihr trotz aller Mühe die Sinne. Prompt kroch das Monster zur Tür herein und grub die scharfen Zähne in ihr Fleisch, bis sich ihre kleine Blase entleerte.

Jeden Morgen erwachte sie voller Angst, wagte sich kaum zu bewegen, Gerüche wahrzunehmen, das Laken zu berühren. Sobald sie feststellte, dass es trocken war, empfand sie eine fast Schwindel erregende Freude. An solchen Tagen wirkte alles heller und freundlicher – der Ausblick auf die Park Avenue durch die Fenster an der Vorderfront des Hauses, der glänzende rote Apfel, den sie zum Frühstück aß, das komisch verzerrte Spiegelbild ihres ernsten kleinen Gesichts in der silbernen Kaffeekanne ihrer Großmutter.

Wenn das Bettzeug nass war, wünschte sie inständig, sie wäre alt genug, um zu sterben.

Und dann, ein paar Tage nach ihrem sechsten Geburtstag, änderte sich die Welt. Sie saß am Boden des Schranks, der Geruch des Urins brannte in ihrer Nase, kalte Furcht schnürte ihr die Kehle zu. An ihren Schienbeinen klebte das nasse Nachthemd, und ihre Füße steckten im schmutzigen Bettzeug, das sie auf den Befehl ihrer Großmutter mitgenommen hatte. Die Augen zusammengekniffen, starrte sie in der Finsternis die Stelle an, wo – das wusste sie ganz genau – der grässliche Fuchskopf hing.

Darauf konzentrierte sie sich so intensiv, dass sie die Geräusche nicht hörte. Nur allmählich drang das Gezeter der Großmutter in ihr Bewusstsein, dann eine tiefere männliche Stimme, die ihr fremd war.

Sie kannte so wenige Männer. »Kleine Miss« nannte sie der Pförtner des Apartmenthauses. Aber diese Stimme gehörte nicht ihm. Da gab es noch den Mann, der den Wasserhahn über dem Waschbecken im Badezimmer reparierte, wenn er tropfte, den Doktor, von dem sie letztes Jahr eine Injektion bekommen hatte. Wenn sie spazieren ging, sah sie Männer auf der Straße. Doch sie war keines dieser süßen kleinen Püppchen, die Grübchen in den Wangen hatten und die Aufmerksamkeit der Erwachsenen erregten. Nur ganz selten sprach jemand mit ihr.

Durch die dicke Schranktür hörte sie, wie sich die Männerstimme näherte. Laut. Und zornig. Angstvoll zuckte sie zurück und fiel zwischen die Pelze, tote Nerze und Biber hüllten sie ein. Als der Fuchskopf gegen ihre Stirn prallte, stieß sie einen Schrei aus.

Die Tür flog auf. Das merkte sie nicht. Von panischer Angst überwältigt, begann sie zu schluchzen.

»Großer Gott!«

Die ärgerliche Männerstimme dröhnte in ihren Ohren. Zitternd versank sie noch tiefer in der stickigen Masse der Pelze, suchte intuitiv bekanntes Grauen, statt sich einem unbekannten auszuliefern.

»Großer Gott!«, wiederholte der Fremde. »Das ist ja barbarisch!«

Wimmernd starrte sie ins bösartige Fuchsgesicht.

»Komm her, meine Süße.« Jetzt nahm die Stimme einen sanften Klang an. »Komm zu mir!«

Ganz langsam drehte sie sich um und blinzelte ins Licht. Zu der freundlichen Stimme gewandt, sah sie Joel Faulconer zum ersten Mal. Hoch gewachsen und goldblond, mit breiten Schultern.

Wie ein hübscher Prinz aus ihrem Märchenbuch lächelte er sie an und streckte seine Hand aus. »Komm nur, Schätzchen, ich werde dir nicht wehtun. Und ich werde auch niemand anderem erlauben, dich zu quälen.«

Sie wollte sich bewegen. Doch sie konnte es nicht, denn ihre Füße hatten sich in den nassen Bettlaken verfangen, und der Fuchskopf schlug gegen ihre Wange.

Da griff der Mann nach ihr. Instinktiv zuckte sie zusammen und schob sich noch weiter zwischen die Pelze zurück. »Schon gut«, beteuerte er und zog sie aus dem Schrank. »Alles in Ordnung, mein Schatz.«

Und dann hob er sie auf seine starken Arme und drückte sie an seine Brust. Sie erwartete, er würde sie loslassen, sobald er das nasse Nachthemd spürte und den beißenden Geruch wahrnahm. Das geschah nicht. Ganz im Gegenteil, er presste sie noch fester an sein elegantes Jackett, trug sie in ihr Schlafzimmer und half ihr, sich anzukleiden. Und er führte sie für immer aus dem Penthouse an der Park Avenue.

»Diese dumme Kuh«, murmelte er. Erst viel später sollte sie erkennen, dass er nicht ihre Großmutter meinte.

Joel Faulconer war nicht sentimental. Und nichts hatte ihn auf die tiefen Gefühle vorbereitet, die ihn erfassten, als er Susannah zwischen den alten, von Motten zerfressenen Pelzmänteln seiner Schwiegermutter kauern sah. Sechs Stunden später saß sie festgegurtet neben ihm im

Flugzeug, er schaute sie an, und sein Herz krampfte sich zusammen. In ihrem kleinen schmalen Gesicht wirkten die grauen Augen übergroß, und das Haar war in so stramme Zöpfe geflochten, dass sich die Haut über der zarten Stirn spannte und zu platzen drohte.

Unverwandt starrte sie vor sich hin. Seit er sie aus dem Schrank befreit hatte, war kaum ein Wort über ihre Lippen gekommen. Joel nippte an dem Bourbon, den er bei der Stewardess bestellt hatte, und versuchte, sich nicht vorzustellen, was mit Susannah geschehen wäre, hätte er an diesem Morgen nicht einem plötzlichen Impuls nachgegeben und seine Schwiegermutter besucht. Weil Kay ihre Mutter nicht mochte, hatte er die Frau nur ein paar Mal bei gesellschaftlichen Veranstaltungen getroffen und zu kurz mit ihr gesprochen, um ihre Geisteskrankheit zu erkennen. Aber Kay hätte es wissen müssen.

Während er an seine Frau dachte, verspürte er das vertraute Gemisch aus Unbehagen und Erregung, das sie stets in ihm weckte. Erst einige Monate nach der Hochzeit hatte sie ihm die Existenz ihrer Tochter verraten – ungefähr um die gleiche Zeit, als er sich zum ersten Mal gefragt hatte, ob es klug gewesen war, sie zu heiraten. Kay versicherte, in der Obhut ihrer Mutter sei das Kind besser aufgehoben. Dabei ließ er es bewenden, weil er sich nicht mit dem Kind eines anderen Mannes belasten wollte.

Wann immer sie nach New York flog, besuchte sie Susannah, und er nahm an, Mrs. Bennett würde ihre Enkelin gut betreuen. Als seine eigene Tochter zur Welt gekommen war, hatte er das andere Kind beinahe vergessen.

Nun schwenkte er den Bourbon in seinem Glas umher und starrte aus dem Fenster. Was für eine Frau konnte ihr eigenes Fleisch und Blut ignorieren? Nur eine Frau wie Kay – zu dumm und oberflächlich, um zu registrieren, was jedem halbwegs vernünftigen Menschen sofort auffallen

würde … Natürlich hätte er sich viel früher um Susannah kümmern müssen.

Bedrückt wandte er sich wieder zu dem kleinen Mädchen an seiner Seite. Die Hände im Schoß gefaltet, saß Susannah kerzengerade da. Ihr Kopf begann hin und her zu schwanken, und er vermutete, die dröhnenden Motoren des Flugzeugs würden sie bald einlullen. Während er sie beobachtete, senkten sich ihre durchscheinenden Lider, fragil wie Eierschalen. Und dann riss sie abrupt die Augen auf.

»Du bist schläfrig, nicht wahr?«, fragte er.

Da erwiderte sie seinen Blick, und neues heißes Mitleid erfüllte ihn, als er die Angst in ihren Augen las. Wie ein Reh vor dem Gewehr eines Jägers, dachte er. »Nein – mir – mir geht es gut«, stammelte sie.

»Schlaf ein bisschen. Bis wir in Kalifornien ankommen, dauert es noch ein paar Stunden.«

Hilflos musterte sie den schönen Märchenprinzen, der sie gerettet hatte. Obwohl es unvorstellbar war, ihm den Gehorsam zu verweigern – sobald sie einschlief, würde sich das Monstrum mit den Fuchsaugen an sie heranpirschen. Sogar in dieser großen silbernen Maschine würde es zu ihr kommen. Dann würde sie sich in die Hose machen, und der Prinz würde herausfinden, wie unartig sie war.

Joel nahm ihre Hand und drückte sie behutsam. »Mach einfach die Augen zu.«

Nur mühsam hielt sie ihre Tränen zurück, als sie seine sanfte Stimme hörte. »Das – das kann ich nicht.«

»Warum nicht?« Wie viel Aufmerksamkeit er ihr schenkte – als wäre sie kein kleines Kind, sondern eine richtige erwachsene Person …

»Weil es unklug ist – Sir.« Verspätet fügte sie die höfliche Anrede hinzu und hoffte, er würde über ihre schlechten Manieren hinwegsehen.

»Von sechsjährigen Mädchen weiß ich nicht viel. Also wirst du mir einiges erklären müssen.«

Voller Mitleid, aber auch fordernd, schaute er sie mit seinen leuchtend blauen Augen an. Er hatte ein Grübchen im Kinn, und sie wünschte, sie könnte es mit einer Fingerspitze berühren, um herauszufinden, wie es sich anfühlte. Während sie nach einer höflichen Antwort suchte, überschlugen sich ihre Gedanken. Natürlich durfte sie ihr Problem nicht erwähnen. Über solche Dinge zu reden – das war vulgär und inakzeptabel. Dafür gab es keine Entschuldigung. »Nun, ich fürchte …«, begann sie. »Unter Umständen wäre es möglich …«

Er lachte, und sie hielt erschrocken den Atem an. Beruhigend tätschelte er ihre Hand. »Was für ein sonderbares kleines Vögelchen du bist …«

»Ja, Sir.«

»Du solltest mich nicht ›Sir‹ nennen.«

»Nein, Sir. Wie darf ich Sie denn anreden?«

Eine Zeit lang dachte er nach. »Wie wär’s mit ›Dad‹?« Dann lächelte er. »Wenn ich’s mir recht überlege – entscheiden wir uns erst einmal für ›Vater‹. Irgendwie glaube ich, damit würdest du dich wohler fühlen.«

»Vater?« Ihr Herz schlug wie rasend. Was für ein wundervolles Wort! Ihr richtiger Vater war tot. Könnte sie doch den Märchenprinzen fragen, ob sie jetzt sein kleines Mädchen sei. Aber es wäre furchtbar unhöflich, so persönliche Fragen zu stellen, und so schwieg sie.

»Nachdem wir das geklärt haben, würdest du mir verraten, warum du nicht einschlafen kannst?«

Unglücklich senkte sie den Kopf. »Ich habe Angst, ich würde … Nicht absichtlich, rein zufällig … Womöglich würde ein Missgeschick meinen Sitz ruinieren.«

»Ein Missgeschick?«

Beklommen nickte sie. Wie sollte sie diesem großartigen Mann etwas so Schlimmes erklären?

Er sagte nichts, und sie wagte nicht, ihn anzuschauen, voller Angst, sie würde unverhohlenen Ekel in seiner Miene

lesen. Und so starrte sie die Rückenlehne des Passagiers an, der vor ihr saß.

Schließlich erwiderte er: »Ich verstehe. Wirklich, ein außergewöhnliches Problem. Was meinst du, wie wir es lösen könnten?«

Susannah ließ die Lehne nicht aus den Augen. Offenbar erwartete er eine Antwort, und so schlug sie zögernd vor: »Vater – wenn du so freundlich wärst, mich in den Arm zu kneifen, sobald ich einschlafe …«

»Hm. Ja, das wäre möglich, aber vielleicht schlafe ich selber ein, und dann würde ich nichts merken. Da habe ich eine bessere Idee.«

Unsicher wandte sie sich zu ihm. Er hatte seine Fingerspitzen aneinander gelegt, konzentriert runzelte er die Stirn.

»Wie wäre es, wenn wir beide die Augen schließen und uns ausruhen? Wenn du aufwachst und feststellst, dass dir ein – eh – Missgeschick passiert ist, stößt du mich mit dem Ellbogen an und weckst mich. Dann bitte ich die Stewardess um ein Glas Wasser. Wenn sie’s bringt, schütte ich’s scheinbar versehentlich auf deinen Rock und den Sitz.« Dank ihres Scharfsinns brauchte sie nur wenige Sekunden, um zu begreifen, was er meinte. Was für ein brillanter Plan … »O ja«, flüsterte sie erleichtert, »ja, bitte!«

Und so schlief sie stundenlang. Als sie erwachte, war der Sitz trocken, und sie fühlte sich so glücklich wie noch nie.

Von diesem Glück beflügelt, gewöhnte sie sich mühelos an ihr neues Leben in Falcon Hill, einem schönen Haus – so groß wie ein Schloss und voller Sonnenschein. Sie hatte eine hübsche, rosige dreijährige Schwester namens Paige, mit der sie spielen durfte. Jeden Tag sah sie ihre schöne Mutter, nicht nur alle halbe Jahre zum Tee im Plaza. Und jeden Abend kam ihr neuer Vater in ihr Schlafzimmer und stellte ein Glas Wasser auf ihren Nachttisch, das sie aufs

Laken schütten konnte, falls ihr ein Missgeschick passierte. Susannah liebte ihn so heiß und innig, dass es wehtat.

Seit Joel Faulconer fünfzehn Jahre alt gewesen war, hatte er Tom Watson bewundert, den Gründer von IBM. Begierig beobachtete er, wie Watsons Firma zu einem der erfolgreichsten Konzerne auf der ganzen Welt avancierte. Genau das sollte auch mit Faulconer Typewriter geschehen, dem Unternehmen, das sein Vater Ben und sein Onkel Lewis 1913 gegründet hatten. Tüchtig zu sein – das genügte Joel Faulconer nicht, er musste der Beste werden.

Den Kopf voll grandioser Träume, kehrte er aus dem Zweiten Weltkrieg zurück und überraschte seinen Vater und den Onkel mit tollkühnen Strategien für eine Expansion der Firma. Schreibmaschinen zu verkaufen – das sei armselig, erklärte er ihnen. Stattdessen müssten sie den Konzern IBM auf dessen eigenem Gebiet angreifen, indem sie ihre Produktion mit Rechenmaschinen erweiterten. Dann würden sie sich um lukrative Regierungsaufträge bemühen und den Vertreterstab vergrößern.

Sein Onkel Lewis Faulconer, der protzige Anzüge und zweifarbige Schuhe trug und Havannazigarren rauchte, verwarf die Ideen seines Neffen. »Hör mal, Junge, dein Vater und ich haben schon genug Millionen verdient. Wozu brauchen wir noch mehr Geld?«

»Um die Besten zu sein«, erwiderte Joel mit schmalen Lippen, ohne seinen Frust zu verbergen. »Um Watson und IBM die Hölle heiß zu machen.«

Lewis' Blick schweifte von Joels modisch geschnittenem Haar zu seinem Ring mit dem Wappen von der Stanford-Universität. »Scheiße, Junge, du bist noch nicht einmal trocken hinter den Ohren. Und jetzt willst du deinem Daddy und mir erzählen, wie wir die Firma leiten sollen, die wir aus dem Boden gestampft haben.«

Aber Ben Faulconer, der sich im Lauf der Jahre – im Gegensatz zu seinem Bruder – einen gewissen

gesellschaftlichen Schliff angeeignet hatte, war fasziniert von Joels Plänen. Wenn er wegen der Wirtschaftslage in der Nachkriegszeit auch vor radikalen Neuerungen zurückschreckte – Joel glaubte, es würde ihm gelingen, ihn auf seine Seite zu ziehen, sobald sie Onkel Lewis losgeworden wären.

In einem Schachzug, der sich als prophetisch erweisen sollte, kaufte Joel Patente von der eben erst aufstrebenden Computerindustrie. Gleichzeitig hofierte er die leitenden Angestellten der Firma. Mit ihrer Hilfe manövrierte er seinen Onkel geschickt in ein paar geschäftliche Debakel hinein. Es dauerte zwei Jahre, bis er es endlich schaffte, Lewis vollkommen auszubooten.

An Lewis' letztem Tag in der Firma, die er mitbegründet hatte, stellte er seinen Bruder in dessen komfortablem, mit Holz getäfeltem Büro zur Rede. »Benny, du hast einen Fuchs in den Hühnerstall gelassen«, warnte er ihn mit leichtem Zungenschlag, weil er keinen Grund mehr sah, bis zum Lunch auf den ersten Drink des Tages zu warten. »Pass auf deinen Arsch auf! Jetzt ist er hinter *dir* her.«

Unsinn, dachte Ben, insgeheim stolz auf seinen raffinierten Sohn. Wie clever der Junge die Firma von einem Mann befreit hatte, der allmählich zum Ärgernis geworden war. Dass er sich um seine eigene Position sorgen sollte, fand Ben lächerlich. Als Aufsichtsratsvorsitzender hielt er sich für unangreifbar. Außerdem war Joel sein Sohn.

Ein Jahr später, dreißig Jahre alt, zwang Joel Faulconer seinen Vater in den Vorruhestand und übernahm das Ruder der Firma, die jetzt Falcon Business Technologies hieß – oder FBT.

Und von da an florierte das Unternehmen in einem Ausmaß, das die Vorstellungskraft aller Beobachter überstieg.

Zwei Wochen nach Susannahs Ankunft in Kalifornien feierte FBT den achten Jahrestag von Joels Aufstieg zum

Vorstand mit der Einweihung des neuen Hauptquartiers bei Palo Alto. Offiziell FBT Center of Corporate Activities genannt, hieß es schon bald das »Schloss«. Insgeheim freute sich Joel über diesen Spitznamen. Sollte ein König etwa *nicht* in einem Schloss wohnen?

Natürlich bildete er sich keine Sekunde lang ein, er wäre ein König ... Aber im Imperium der Falcon Business Technologies übte er uneingeschränkte Macht aus. Sogar der Präsident der Vereinigten Staaten musste sich vor dem Volk verantworten – und Joel nur vor sich selbst und den handverlesenen Mitgliedern des Aufsichtsrats. Was er in so jungen Jahren erreicht hatte, erfüllte ihn mit Stolz. Mit achtunddreißig zählte er zu den einflussreichsten Männern der amerikanischen Industrie, und er wünschte, er hätte seinen privaten Haushalt unter genauso strenger Kontrolle.

Während er die Manschettenknöpfe aus Onyx in die Löcher seiner Hemdsärmel schob, schaute er ungeduldig zu seiner Frau hinüber. Sie saß an ihrem Toilettentisch und bemalte die Lippen, die eben noch seinen Körper so effektvoll beglückt hatten.

Mit dreiunddreißig Jahren hatte sie die volle Blüte ihrer Schönheit erreicht. Wann immer sie den Oberkörper zum Spiegel neigte, schmiegten sich ihre Brüste verführerisch in die Körbchen des BHs. Konzentriert schminkte sie sich, als würde die simple Aufgabe, einen Lippenstift aufzutragen, ihre gesamte Intelligenz erfordern – die keineswegs bemerkenswert ist, dachte Joel.

»Du wirst dich schon wieder verspäten, Kay!«, fauchte er. »Wie wichtig dieser Abend ist, weißt du doch. Und du hast versprochen, du würdest pünktlich sein.«

»Tatsächlich?«, fragte sie vage, schraubte den Lippenstift in die Hülle zurück und fingerte an dem kostbaren, mit Juwelen besetzten Verschluss. Wie Federn umrahmten die hellblonden Haare ihres italienischen Kurzhaarschnitts die Wangenknochen und milderten Züge, die das gar nicht nötig hatten. Für die aktuelle Mode war ihr Mund zu voll.

Doch das hatte Joel stets gefallen. Vielleicht zu sehr. Solche Lippen passten zu einer Nutte, nicht zur Ehefrau eines mächtigen, erfolgreichen Industriellen.

»Sei nicht böse, Darling«, bat sie. »Seit du aus New York zurückgekommen bist, schimpfst du ständig mit mir.«

»Kannst du mir das verdenken? Dass du dumm bist, wusste ich. Aber ich hatte keine Ahnung, *wie* dumm.«

Kay griff nach einer Zigarette und strich mit ihrem kleinen Finger über die Bögen ihrer dünn gezupften Brauen. »Schrei mich nicht schon wieder an, Joel! Es war nicht meine Schuld. Das habe ich dir oft genug erklärt. Wann immer ich Susannah besucht habe, war sie gut gekleidet. Wie sollte ich denn merken, dass da irgendwas nicht gestimmt hat?«

Joel verkniff sich eine Antwort, die seine einfältige Frau zu einer noch schlimmeren Verspätung bewegen würde. Welch eine grauenhafte Ehe hatte er sich aufgehalst … Trotzdem übte er keine allzu vernichtende Kritik an seiner Vernunft, denn die sinnliche Seite seines Wesens fühlte sich zu Frauen wie Kay hingezogen – verführerische, verwöhnte Kätzchen, die im Bett wahre Wunder vollbrachten, aber im täglichen Leben völlig versagten. Auch einflussreichen Männern musste man gewisse körperliche Schwächen zugestehen. Eine Zeit lang hatte er mit dem Gedanken gespielt, sich scheiden zu lassen. Doch ein solcher Skandal würde seine Position gefährden. Stattdessen verübelte er Kay, dass sie nicht die tüchtige Ehefrau war, die ein Mann von seinem Kaliber brauchte.

»Hast du meine Ohrringe gesehen, Darling? Die Saphire?« Vergeblich wühlte sie in dem Chaos auf ihrem Toilettentisch, in der Hoffnung, der teure Schmuck könnte sich irgendwo zwischen den Max-Factor-Fläschchen und den Ayds-Diätwürfeln verstecken.

»Um Himmels willen, Kay, wenn du die Saphire schon wieder verlegt hast, nehme ich sie dir endgültig weg. Ist dir eigentlich klar, was sie gekostet haben?«